

Der Monatbinder

Antikis-monotheistischer Monatsschrift

Begründet von Geh. Kirchenrat D. Friedrich Meyer in Zwickau und Konsistorialrat D. R. Eckardt in Altenburg (S.-Mt.)

Nr. 7

Berlin, Juli 1928

27. Jahrgang

Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 1 Goldmark.

Inhalt: Altes und Neues. Von Bornhausen. — Das österreichische Konkordat von 1855. Von Hr. — Rechte ökumenische Gefinnung. — Cyriacus Spangenberg und der Flacianische Streit. Von Franz Kern. — Die Uebertreibungsbewegung im Jahre 1927. Von Hr. — Deutsch-Protestantische Umschau. — Deutsch-Protestantische Bücherchau. — Briefkasten. — Anzeigen.

Altes und Neues.

Religion ist gefährlich; diese uralte Tatsache kehrt in das fromme Bewußtsein seit Urzeiten immer zurück. Der prähistorische Mensch fürchtete die Gottesmacht ebenso wie der historische Mensch die Geister und der Europäer von heute Gott. In der Gegenwart fürchtet Europa sogar genau den historischen Herrn der Heerscharen, vor dem Israel im Staube lag, fürchtet ihn mit jener blaffen Feigheit, die eine vom Schicksal gebeugte Menschheit zeigt, aus der die Tapferen durch Mordauslese sorglich entfernt sind. Diese Religion der Lebensangst ist keineswegs ein hochstehendes Produkt des religiösen Bewußtseins. Um so mehr ist es erstaunlich, wenn Theologen den Schrecken Gottes mit Worten in einem Volk verbreiten wollen, das den Schrecken der geschichtlichen Tatsachen erlebt hat. Wunderlich, wenn man in das Leben dieser Worttheologen, die Gottes Gericht verkünden, hineinsieht: sie haben in überaus großer Mehrheit Gottes Gericht in der Geschichte vermieden und sich sachte beiseite gedrückt, als der göttliche Schnitter Tod den europäischen Völkerfrühling niedermähte. Sind jene so sicher, daß es nur dürres, wertloses Gras war, was da fiel, und daß die Propheten mit Recht überblieben, um nach Verziehen des Gewitters das Gericht des gerechten Gottes mit intellektuellem Scharfsinn und skrupulösester Gewissensforschung zu verkünden über die, die geschlagen und unter Gottes Zorn zitternd darniederlagen? Psychologisch und historisch waren die Jeremiaden auf den Trümmern Europas sehr falsch gewählt, trotz und gerade wegen ihres Erfolges. Die Religion hat sich gewiß als gefährlich erwiesen für die, die sie durch Taten hemmen und verbreiten wollen; aber noch weit gefährlicher war und ist sie für die, die bloß von ihr reden.

Niezsche hat im Anfang von „Also sprach Zarathustra“ den frommen deutschen Christen geschildert, jenen Seiltänzer, der sich das Genick bricht. Wahrhaftig, nicht die Zuschauer sind Christen; wehe über die Zuschauer von 1914—1918, die Kritiker und Mörgler, die Gottes Rolle sich anmaßten! Und gerade diese wollen jetzt die Ehre Gottes künden und Buße predigen allem Volk. Dem Volk, das sich sein Genick gebrochen hat beim Höhensturz! Gemach, weise Gerichtsprediger: bemüht euch nicht. Gott selbst wird den teuren Leichnam, falls er tot bleibt, auf seinen Rücken nehmen und mit eigenen Händen begraben.

Religion ist gefährlich; Gott ist furchtbar. Und von dem Grauen, das um Gott lagert, hat ein Mensch in der Geschichte die europäische Lebenssphäre befreit, der Erlöser Jesus Christus. Vom geschichtlich-christlichen Standpunkt können wir wohl sagen: vor Jesus und seiner Verkündigung gab es nur Jammerreligion. Und beschränkt auf den Kranz unseres geschichtlichen Mitlebens urteilen wir auch heute noch: außerhalb der Lebensgewalt Jesu Christi gibt es nur Jammerreligion. Von der entsetzlichen Gefährlichkeit, der bewußten und unbewußten, der physischen und metaphysischen Gefahr der Religion hat das Evangelium, die von Jesus verkündete Gottesdeutung, die europäische Lebenssphäre seit zweitausend Jahren befreit. Das Heil, das er brachte, war die Ueberwindung der Furchtreligion und ihr restloser Ersatz durch die Religion der Freude, Frohe Botschaft.

D. Karl Bornhausen.

Aus: Der Erlöser. Seine Bedeutung in Geschichte und Glauben.

Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig.

Seite 232—234.

Das österreichische Konkordat von 1855.

(Schluß.)

5.

Der österreichische Absolutismus, dessen Ausdruck und Stütze das Konkordat war, brach 1859 auf den italienischen Schlachtfeldern zusammen. Als bald rührte sich auch die Opposition gegen das Konkordat. Im „verstärkten Reichsrat“ von 1860 hatte allerdings nur einer den Mut, ein offenes Wort zu sprechen: der Kaufmann Karl Maager, Siebenbürger Sachse und Protestant, der am 10. September auf das Konkordat zu sprechen kam und für völlige Gleichberechtigung der christlichen Bekenntnisse eintrat.

Zunächst folgte jedoch vorläufig nur, als eines der ersten Produkte der Ära Schmerling, das Protestantenpatent vom 8. April 1861, das ja im Grunde schon eine Durchlöcherung des Konkordats bedeutete, zum mindesten einen Bruch mit dem Geiste des Konkordats. Inwieweit die Wünsche der österreichischen Protestanten durch das Patent erfüllt wurden, ob nicht vorher eingeschlagene Versuche eine bessere Regelung ergeben hätten, ob das Patent wirklich die „Gleichberechtigung“ gebracht hat, ob der „heiße Dank und die herzlichen Huldigungen“, mit denen das Protestantenpatent aufgenommen wurde,

TV 527

JUL 28

wirklich aufrichtig und ungeteilt waren, steht hier nicht zur Erörterung. Charmak (Oesterreichs Innere Geschichte von 1848—1907 I, 58) zitiert die Aeußerung, die Schmerling einer Abordnung gegenüber ausgesprochen hat: „Sie müssen uns die verlorengegangenen Sympathien in Deutschland zurückerobern.“ Damit, urteilt Charmak, war die Absicht, die den Minister leitete, gekennzeichnet. Am Konkordat wollte er freilich nicht rütteln, deshalb suchte er ein freireligiöses Gesetz vorzuschreiben, das freilich oktroyiert wurde. Der Wunsch des Ministers beweist, wie tief eingewurzelt das ungünstige Urteil über den „Konkordatsstaat“ in den protestantischen Mittel- und Kleinstaaten war, deren Freundschaft man doch für die bevorstehenden Kämpfe um die Vormachtstellung in Deutschland brauchte, und wie wenig die Hochflut der, allerdings meist taperigen oder überheblichen, offiziellen Broschüren genügt hatte. Nun wurde sogar der Anschluß an den Gustav-Adolf-Verein gestattet; es wurde ganz gerne gesehen, daß sich dieser Anschluß recht ostentativ vollzog. Aber auch außerhalb Deutschlands sollte das Protestantentum für Oesterreich Stimmung machen, z. B. in England.

Es leuchtet ein, daß das Protestantentum eigentlich ein unvollständiges Gesetz bleiben mußte, wenn es nicht durch ein Gesetz über die interkonfessionellen Verhältnisse ergänzt wurde, das wieder ohne eine Abänderung wesentlicher Bestimmungen des Konkordats, d. h. Aufhebung des Konkordats, nicht denkbar war. Ein solches Gesetz kündigte denn auch Schmerling noch für die laufende Tagung an, und der Ausschuß legte einen Entwurf von 71 Artikeln vor (12. Februar 1862), dessen Inhalt von Dr. Johann Friedrich von Schulte (Lebenserinnerungen I S. 190—192) wiedergegeben ist. Ob der Entwurf, wie v. Schulte meint, unmöglich angenommen werden konnte, mag bezweifelt werden; jedenfalls wurde er nicht Gesetz, entfachte vielmehr ein neues Aufblühen kirchlichen Eifers. Wieder erschienen Broschüren und Gegenbroschüren, wobei namentlich Dr. Josef Fessler, später Bischof von St. Pölten, sich hervortat („Die Revision des Konkordats“ und „Die Protestantfrage in Oesterreich“). Grundlage bildete eine Adresse der dem Reichsrat angehörigen 10 Erzbischöfe und 9 Bischöfe an den Kaiser vom 6. Mai 1861, die die römische Antwort auf das Protestantentum bedeutete und unverfälschten Konkordatsgeist atmete. Da die Regierung immer noch der Ansicht war, sie könnte im Einvernehmen mit Rom die Bestimmungen des Konkordats mildern, so wurde Dr. Fessler nach Rom entsandt, richtete aber in mehr als 12 Monaten nichts aus. Die Verhandlungen betrafen den Religionswechsel, die gemischten Ehen und die konfessionelle Erziehung der daraus hervorgegangenen Kinder. Unmittelbar nach dem Scheitern dieser Unterhandlungen, am 9. Juli 1864, überreichten die evangelischen Generalsynoden der Regierung eine Denkschrift, worin sie die Erlassung von interkonfessionellen Gesetzen forderten, die im Einklang mit dem Protestantentum stehen sollten. Aber es geschah nichts. Die politischen Ereignisse von 1865 (Septemberpatent, „Sistierung“ der Verfassung) legten sich lähmend auf Oesterreich.

Wieder kam die Wendung der Dinge durch den ehernen Mund der Geschütze. Auf den böhmischen Schlachtfeldern wurde zum zweiten Male über die Entwicklung Oesterreichs Gericht gehalten. Ausgeschlossen aus Deutschland, verdrängt aus Italien, mußte es in Zukunft die Quellen seiner Kraft im Innern suchen. Schon im Juni 1867 erneuerte der Deutschliberale Dr. Mühlfeld seinen Antrag auf Schaffung eines freireligiösen Religionsgesetzes; „die Entfremdung von Deutschland datiert aus der Ferdinandischen Aera; Königgrätz hat dieselbe nur durchgeführt!“ Immer noch suchte die Regierung den Bruch mit Rom zu vermeiden. Schulte, drahtlich nach Wien berufen, arbeitete einen Gesetzentwurf aus, der auf den Grundjahren ruhte: Was ohne Verhandlung mit Rom geregelt werden könne, solle sofort geregelt werden; soweit die Zustimmung Roms notwendig sei, sollte deren Herbeiführung versucht werden. Aber seine Sendung nach Rom wurde vereitelt; „ich hatte eine neue Probe des Leichtsinns, mit dem man im Ministerium Geschäfte betrieb, und empfand Elend (a. a. O. S. 205)“. Die Gesetze ergingen

nun ohne Verhandlungen mit dem Vatikan. Wieder war es eine dem Kaiser überreichte, von ihm allerdings mit sanftem Tadel dem Ministerium weitergegebene Denkschrift der Bischöfe, die das ins Feuer goß. Trotzdem wurden die Gesetze über die Wiederherstellung des bürgerlichen Eherechts und das Gesetz über die Befreiung der Schule von der Kirche im Oktober und November 1867 im Abgeordnetenhaus, und, nachdem am 30. Dezember 1867 das „Bürgerministerium“ ins Amt getreten war, im März 1868 nach dreitägigen glänzenden Verhandlungen, denen die Öffentlichkeit mit atemloser Spannung folgte, im Herrenhaus angenommen. Es folgte am 2. April die Annahme des Gesetzes über die interkonfessionellen Verhältnisse; am 25. Mai 1868 wurden die drei kirchenpolitischen Gesetze veröffentlicht.

Der beispiellose Jubel, mit dem die Abstimmungen des Herrenhauses in Wien und in ungezählten Provinzstädten und -orten aufgenommen wurde, von dem die festlich illuminierten Fenster zeugten (auch Welt- und Ordenspriester beteiligten sich da und dort daran), galt in erster Linie dem Umstande, daß mit den Maigesetzen die Konkordatsfeste eigentlich und im Grundsatz schon beseitigt war. Nicht nur, daß in wesentlichen Stücken das Konkordat inhaltlich beseitigt war; es waren vor allem hier Bestimmungen in Gesetzeskraft getreten rein auf Grund des staatlichen Rechtes, ohne vorherige Vereinbarung mit dem Vatikan, ja überhaupt ohne Fühlung mit Rom. Allerdings hatte schon Beust die Unterhandlungen in Angriff genommen. Aber der erste Unterhändler, der noch 1867 den Auftrag erhalten hatte, dem Kardinal Antonelli die Aufhebung des alten Konkordats und die Abfassung eines neuen vorzuschlagen, starb plötzlich, und auch sein Nachfolger, Baron Meysenburg, stand „in kurzer Zeit mehr auf Seiten des Papstes als auf der seines Auftraggebers, der österreichischen Regierung“ (Charmak a. a. O. I, S. 84). So konnten die Unterhandlungen zu keinem Ergebnis führen.

Dafür begann die Bekämpfung der neuen Gesetze auf dem Boden Oesterreichs durch Erklärungen der Bischöfe, die sich auf den kirchlichen Teil der Bevölkerung stützten. Die Bischöfe aber hatten wieder ihren ersehnten Rückhalt an einer päpstlichen Allokution vom 22. Juni 1868 (im Wortlaut abgedruckt bei Mirbt, Quellen⁴, S. 454 f.), in der die österreichische Verfassung als „wahrhaft unselig“, und die Maigesetze als „verwerflich, verdammenstwert und abscheulich“ bezeichnet wurden; der Papst erklärte kraft seiner apostolischen Autorität diese Gesetze samt ihren Folgen für durchaus nichtig und immerdar ungültig, und erinnerte alle, die diese Gesetze vorzuschlagen, zu beschließen, zu approbieren und auszuführen gewagt hätten, an die kirchlichen Strafen, die derartiges Gebaren ohne weiteres (ipso facto) nach sich ziehen müsse. Damit war eigentlich die Exkommunikation Franz Josefs des 1. ausgesprochen. Der Ton der Bischöfe war entsprechend. Bischof Gasser von Brigen, Bischof Dr. Fessler von St. Pölten u. a. gaben scharfe Erlasse an ihre Geistlichkeit heraus; Bischof Graf Schaaffgotsche von Brünn befahl den Pfarrern, bei Führung der Kirchenbücher die (fakultativ zugelassene) Zivilehe als Konkubinat zu behandeln. Die heftigsten Formen wies der Hirtenbrief des Bischofs von Linz auf, Rudigier, der gegen die „abscheulichen, gottlosen, sakrilegischen Gesetze“ protestierte und Klerus und Laien zu offenem Widerstand aufforderte. Die Regierung, die eine derartige Auflehnung gegen ihre eigenen Gesetze wirklich nicht dulden konnte, beschlagnahmte den am 12. September 1868 erschienenen Hirtenbrief und eröffnete die Untersuchung am 28. September 1868 wegen „Störung der öffentlichen Ruhe“. Rudigier weigerte sich, der Vorladung zu folgen, unter Hinweis auf das Konkordat, und wurde am 5. Juni 1869 — man ließ sich Zeit — zwangsweise vor Gericht vorgeführt; kirchliche Bauern und Bürger knieten z. T. weinend und betend an den Straßenrändern, teils protestierten sie wild gegen solchen unerhörten Frevel. Rudigier wurde vor Gericht zu 14 Tagen Gefängnis verurteilt, vom Kaiser sofort begnadigt. Kurz darauf erschien Rudigier bei Beust, nicht um für die Begnadigung zu danken, sondern um ihm die Leviten zu lesen. (Die ganze Angelegenheit ist von Adam Müller-Guttenbrunn

behandelt in seinem Roman: Es war einmal ein Bischof; die Sympathie des Dichters für den eigensinnigen Bauernschädel unter der bischöflichen Tiara ist unverkennbar.) Wenn unter diesen Umständen bei einer Volksversammlung in Tirol (Schlanders 1869) der Herr Regierungsvertreter nur mit Mühe und Not sein Leben rettete, so wird dies nicht weiter auffallen.

Unterdessen hatte aber das vatikanische Konzil seine Arbeiten begonnen. Am 17. Juli 1870 wurde die päpstliche Unfehlbarkeit verkündet; am 31. Juli 1870 meldete die amtliche „Wiener Zeitung“, daß die Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit den Staat der Verpflichtung entheben habe, das Konkordat noch aufrecht zu erhalten, und daß der Reichskanzler dem Papste die formelle Aufhebung angezeigt habe. Da es der Ministerpräsident Graf Potocki im Laufe der Verhandlungen unter weiblichen Einflüssen mit der Angst gekriegt hatte, vollzog der Kultusminister Dr. Stremayr die Gegenzeichnung; ebenso erhielt er den Auftrag, für den Reichsrat die zur Aufhebung des Konkordats notwendigen Gesetzesvorlagen vorzubereiten; diese, selbst die sogenannten Maigesetze, erschienen erst im Jahre 1874, wobei aber einiges wie das Klostergesetz, die Eherechtsreform, die Vollzugsverordnung zum Gesetz über die Bildung der katholischen Pfarrgemeinden unter die Bank fiel. Der Frühling des österreichischen Liberalismus, der im Reichsschulgesetz sein Palladium erblickte, neigte sich schon dem Ende zu, nicht ohne daß die typischen Fehler des Liberalismus: doktrinaire Weltfremdheit, eigensinnige Prinzipienreiterei am falschen Ort und wiederum schlaffe Nachgiebigkeit am falschen Ort mitschuldig gewesen wären.

Immerhin: das Konkordat war und blieb beseitigt. Oesterreich war derjenige deutsche Staat gewesen, der sich vor Rom am tiefsten verbeugt, der im weitgehendsten Maße eigenste staatliche Rechtsgebiete an die Kirche, an Rom ausgeliefert hatte. Außen- und innenpolitische Gründe waren dem Staate maßgebend genug erschienen, um mit seiner ganzen Vergangenheit so gründlich zu brechen, wie im Konkordate geschehen war. Man suchte die Kirche als gegenrevolutionäre Macht, als Stütze der wankend gewordenen Staatsautorität, als schwarze Gendarmerie zu benutzen; aber diese selbe Kirche wurde sofort (s. oben: Fall Rudigier) empörerisch, als man ihr nicht in allem den Willen tat. Man suchte sich für die außenpolitischen Entwicklungen der Zukunft die günstige Stellung der katholischen „Vormacht und Großmacht“ in Europa zu sichern, und erlebte gerade in den auf das Konkordat folgenden Jahren einen schweren Fehlschlag um den andern. Gar nichts wurde erreicht, als daß Oesterreich in der ganzen Welt als der Konkordatsstaat, als ein besonders pfäffisches, rückständiges Staatsgebilde in Verruf geriet, als daß sein gebildetes Bürgertum dem Liberalismus und der religiösen Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen der Religionsfeindschaft in die Arme getrieben wurde. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der österreichische Staat seither den Konkordatsweg nie wieder betreten hat, auch nicht, als weder in der Stimmung des Herrschers, noch in der Zusammensetzung der Ministerien, noch in den parlamentarischen Hindernissen ein Hinderungsgrund mehr vorgelegen hätte. Der bloße Name „Konkordat“ hätte völlig genügt, um Mächte des Widerstandes lebendig zu machen, die über die sonst so unüberwindlichen Grenzscheiden der Nationalitäten hinweg eine geschlossene Front gegen Rom auf den Plan gerufen hätten. Auch ein Rom gegenüber ängstlich und knieweich gewordener bürgerlicher Liberalismus hätte es nicht wagen dürfen, mit dem Konkordatsgedanken zu paktieren.

War aber somit Oesterreich derjenige deutsche Staat, der vor Rom am gründlichsten kapitulierte, bis in den Schloßhof von Canossa hinein, so hat doch andererseits dasselbe Oesterreich auch das Beispiel gegeben, wie ein Staat sein Konkordat wieder los wird. Sie ist die einzige deutsche Regierung gewesen, die sich der Erkenntnis erschloß, daß durch die Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit der eine Vertragspartner in seinem Wesen von Grund aus verändert worden war, daß sich der Staat mit seinem Rechts- und Kulturleben nunmehr einem anderen Katholizismus gegenüber sah, als

es vorher der Fall gewesen. Wie bekannt, war das der Standpunkt der meisten deutschen Bischöfe und der hervorragendsten Vertreter der katholischen Wissenschaft. Aber weder die bayerische, die württembergische, die badische Regierung, noch diejenige, auf die es am meisten ankam, die preussische Regierung folgten der österreichischen auf diesem Wege nach. Es ist gar nicht auszudenken, welche Entwicklung die Geschichte genommen hätte, wenn Bismarck in diesem Stille der Erkenntnis der österreichischen Regierung, die er ohne Zweifel teilte, deren Tragweite er aber unterschätzte, praktische Folgerung gegeben hätte. So bestand in Oesterreich der Zustand fort, daß die konfessionellen Angelegenheiten einseitig durch Staatsgesetz geordnet sind, und besteht bis heute. Auch die katholische Kirche hat sich mit ihm abgefunden, und davon, daß Franz Josef der 1. eigentlich exkommuniziert war, hat man weder bei seinem Leben noch bei seinem Tode etwas bemerkt.

Es darf aber nicht übersehen werden, daß in der klerikalen Presse immer wieder der Gedanke auftaucht, das Konkordat bestehe eigentlich, da einseitig und widerrechtlich gekündigt, immer noch zu Recht. Wenn ein derartiger Standpunkt eingenommen wird von einer so starken Organisation, wie es die katholische Kirche in einem überwiegend katholischen Lande ist, so ist dies von vornherein nicht auf die leichte Achsel zu nehmen. Wenn vollends wichtige Stellen in der staatlichen Verwaltung und in der Rechtspflege, wenn gar die leitenden Stellen des Justiz-, Innen-, Kultusministers oder schließlich des Staatskanzlers mit strengen Katholiken und eingeschworenen Anhängern des kanonischen Rechts besetzt werden — dann ist tatsächlich auch ein „aufgehobenes“ Konkordat immer noch allgegenwärtig und allwirksam.

So ist das österreichische Konkordat von 1855 keineswegs nur eine verklungene Episode aus der Geschichte eines deutschen Einzelstaates, sondern ein Warnungszeichen für alle Staaten: Hütet euch vor dem Konkordat! Ja — es läßt sich wieder kündigen, selbst wenn man, wie der bayerische Staat, die Kündigungs Klausel vergißt; kein Vertrag ist für Ewigkeiten abgeschlossen. Aber selbst wenn der Staat die Hemmungen überwindet, die ihm die Furcht vor der Mobilmachung seiner eigenen katholischen Staatsbürger durch Rom im Falle einer solchen Kündigung bereitet, wenn er den Kampf aufnimmt und durchführt, so ist doch auch in diesem Falle soviel Unkrautsamen im Acker seines Kultur- und Rechtslebens zurückgeblieben, daß er dauernd darunter zu leiden haben wird. Und darum immer wieder: Hütet euch vor jedem Konkordat!

Friedrich Hochstetter.

Rechte ökumenische Gesinnung.

„Das wäre also geschafft“, sagte der Abbé Courrière und stellte seine große grüne Gießkanne auf den Boden neben der kleinen Bank vor dem Pfarrhaus, auf die er sich niederließ. Der trotz seinem ergrauenden Haare noch jugendlich wirkende Sechziger atmete mit Entzücken den Duft des feuchten Gartengrundes und der Bauernblumen, die seinen kleinen Garten zierten. Seit mehr als 20 Jahren hatte er seine französische Heimat verlassen, um den bescheidenen Posten eines Religionslehrers in einer kleinen Schweizer Stadt anzunehmen. Er hatte trotz seiner bescheidenen äußeren Lage sich die Begeisterung für alles Große und Gute zu erhalten gewußt. Durch den sinkenden Abend klangen frische Kinderstimmen, und bald schob sich eine kleine Gestalt durch die Tür in der Ecke, die den Garten von der Landstraße trennte. Es war Friquette, die sechsjährige jüngste Tochter des Pastors Arnaud, die ihm nun guten Abend bot und ihm zwei Rhabarberstauden brachte, die ihr Vater dem Pfarrer versprochen hatte, mit der Bitte, sie noch diesen Abend einzupflanzen. Der Pfarrer versprach es ihr, und das Kind trat den Heimweg an. Seit zwei Jahren war Pastor Arnaud, ein Mann von echter Geisteskultur, in der Stadt, und, selbst duldsam und großmütig, wünschte er nichts sehnlicher, als mit seiner

Umgebung in Frieden zu leben, wodurch er sich die Liebe und Achtung aller erworben hatte, selbst derer, die seine Ueberzeugungen nicht teilten. Als protestantischer Religionslehrer an derselben Schule, an der auch Courrière unterrichtete, hatte er dessen Bekanntschaft gemacht und ihn wegen seines einfachen und geraden Charakters sehr schätzen gelernt. Der Abbé selbst hatte zwar zuerst auf den Pastor herabgesehen als den Diener einer Religion, die man ihm als rationalistisch gezeichnet hatte, dann aber hatte er zu seiner Ueberraschung in ihm soviel kindlichen Glauben, soviel Güte für seine Gemeinde, soviel Verständnis für soziale Fragen gefunden, daß sich allmählich ein Band der Freundschaft zwischen beiden Männern geknüpft hatte. Das hieß nun allerdings nicht, daß beide immer einer Meinung gewesen wären, nein, oft standen sie sich im Wortgefecht als Gegner gegenüber. Auf einem Gebiete aber fanden sie sich immer wieder zusammen, und das war das Kapitel der Nächstenliebe. Eines Tages sagte der Abbé zum Pastor: „Mein lieber Amtsbruder, bei Euch kann man wirklich nicht davon reden, daß Ihr vom Leibe unserer heiligen Mutter, der römisch-katholischen Kirche abgetrennt seiet, denn durch Eure Gesinnung habt Ihr teil an ihrer Seele.“ — „An der Seele der heiligen Kirche Jesu Christi, ja, das hoffe ich, mein lieber Abbé“, erwiderte der Pastor und setzte ein wenig spöttisch hinzu: „Was ist nun wohl wertvoller, die Seele oder der Leib?“ —

Dann aber kam ein Tag, da kehrte Pastor Arnaud von der Konferenz in Lausanne zurück und in einem langen Gespräch erzählte er dem Abbé von den unvergeßlichen Stunden, die er auf der Konferenz erlebt hatte. Der schöne Traum von einer Bruderliebe aller Christenherzen begeisterte auch den Abbé mit seinem guten und geraden Sinn. Und warum sollte dieser Traum denn nicht Wirklichkeit werden? Der Gedankengang war doch ganz natürlich und folgerichtig: daß die Menschen einen gemeinsamen Vater haben und alle Brüder sind, daß sie lieber das Gemeinsame betonen sollten, anstatt die trennenden Gräben noch zu verbrettern; waren das alles nicht die Gedanken Christi? Da aber schließt ihm eine Frage durchs Herz: warum hält sich denn seine Kirche von dieser ergreifenden Einigungsbewegung unerbittlich fern? Sollten nicht alle gläubigen Christenmenschen heute eine Einheitsfront bilden, angesichts der ständig wachsenden Mächte des Materialismus und der Zersetzung, anstatt mehr oder weniger dornige dogmatische Fragen zu wälzen oder sich in die hochmütige Ueberzeugung einzukapseln, daß eine Kirche allein die Wahrheit besäße, außerhalb derer alles andere Irrtum sei? Alle diese Gedanken beunruhigten das edelmütige und friedfertige Herz des Abbés aufs schmerzlichste, und mit Tränen in den Augen seufzte er beim Abschied von seinem Freunde: „Herr, laß endlich den Tag kommen, wo Du allen alles bist, wo alle, die Dich lieben, eine Herde unter einem Hirten sind.“

Nicht lange darauf lag der Abbé Courrière schwer krank darnieder. Rosa, seine alte Haushälterin, pflegte ihn mit aller Treue. Bleich und erschöpft lag er auf seinem Lager. Da klopfte eine kleine Hand vorsichtig an den Fensterladen, und eine Unterhaltung im Flüsterton entspann sich: „Bist du es, Friquette?“ — „Ja, arme Rosa, Papa läßt fragen, wie es dem Herrn Pfarrer geht.“ — „Ach, es steht sehr schlecht mit ihm. Armer, ehrwürdiger Mann! Wenn er nur auf mich gehört hätte, dann läge er jetzt nicht hier. Welch eine Unvernunft, eben erst von der Grippe notdürftig hergestellt, bei so kaltem Wetter auszugehen. Aber er wollte es so. Ein Mann im Krankenhaus hatte ihn rufen lassen, und alle meine Einwände waren nutzlos.“ Plötzlich wischt sich Rosa energisch die Augen trocken mit ihrem karierten Taschentuch, denn sie hat vor dem Hause das Silberglöckchen gehört, das beim Dahertreten der heiligen Wegzehrung geläutet wird. Sie läßt Friquette hastig stehen, denn der Herr Dekan selbst kommt, um dem Sterbenden die letzte Delung zu geben. Trotz seiner Schwäche vermag der Kranke noch inbrünstig das Glaubensbekenntnis zu sprechen. „Habt Ihr nichts weiter zu bekennen, mein Sohn?“, fragt der Dekan im gleichen eintönigen und

unpersönlichen Tonfall, während seine kalten Augen das weiße Antlitz vor ihm forschend mustern. „Ich habe mir erzählen lassen“, fügt er hinzu, als der Kranke schweigt, „daß Ihr im Laufe der letzten Monate sehr lebhaft Sympathien für unsere getrennten Glaubensbrüder bezeugt habt, daß Ihr allzu wohlwollend den wahnsinnigen Versuch einer Kircheneinigung verfolgt habt, der in den Konferenzen von Stockholm und Lausanne zum Ausdruck kam. Ist das der Fall? Wenn ja, dann wißt Ihr, was Ihr zu tun habt: Dieses verdammenswürdige Liebäugeln mit der Keterei bekennen, ohne das geringste wegzulassen. Die heilige römisch-katholische Kirche ist die einzige Herde Christi. Niemand kann bestehen, der sich nicht dem unfehlbaren Lehramt des Papstes unterwirft. Ist das auch Eure unerschütterliche Ueberzeugung, mein Sohn?“ Ohne zu antworten, läßt der Sterbende das Haupt auf die Brust sinken, und große Tränen rinnen ihm aus den Augen, Tränen der Trauer, die von seiner ungeheuerlichen Enttäuschung zeugen, von der Erschütterung seines liebevollen Herzens, das es nicht mit ansehen kann, daß all die vielen Seelen, die sich aufrichtig auf Christus verlassen, vom Heile ausgeschlossen sein sollen. Aber seine Schwäche ist schon zu groß; er bricht zusammen. Die Sterbezeremonien werden überstürzt, damit die Absolution noch zur rechten Zeit kommt. Der Dekan zieht sich mit undurchdringlichem Gesicht zurück, während der Kranke, wieder zu sich kommend, seine zitternden Hände faltet: „Herr, wenn ich gesündigt habe, verzeihe mir! Ich glaube, daß Dein Herz weit genug ist, die ganze Welt zu umfassen, für die Du Dich hast kreuzigen lassen.“ In diesem Augenblick kommt Pastor Arnaud, um seinem Freunde noch einmal die Hand zu drücken. Mit tiefer Bewegung sieht er seinen verehrungswürdigen Freund, der dem Tode so nahe ist. Er nimmt die schwache Hand des Kranken in seine kraftvollen Hände: „Teurer Bruder, ich will Euch nicht lange ermüden. Ich weiß, der Herr ist mit Euch; er allein hält Euren Mut aufrecht; und dies ist seine Botschaft an Euch!“ Er schlägt sein Neues Testament auf, das vom fleißigen Gebrauch an den Ecken schon ganz abgenutzt ist und liest mit seiner tiefen, warmen Stimme: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. . . Denn es ist ein Gott, und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Jesus Christus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung.“ Da sprach der Sterbende mit schwacher Stimme: „Leb' wohl, Bruder! Da, wo ich hingehe, wirst auch Du hinkommen. . . Jesus Christus . . . einziger Mittler . . . für alle gegeben . . . für alle . . .“ Und ein ruhevolles Lächeln huschte über sein Antlitz, das die Majestät des Todes schon gezeichnet hatte.

Nach „Semeur Vaudois“ vom 10. März 1928
von Dr. M. Schubert.

Cyriakus Spangenberg und der Glacianische Streit.

Zu seinem 400 jährigen Geburtstage.

Am 7. Juni 1528 wurde der Theologe und Historiker M. Cyriakus Spangenberg zu Nordhausen geboren. Die Geschichtsvereine seiner Vaterstadt und der Lutherstadt Eisleben haben es für ihre Pflicht gehalten, sein Andenken durch eine würdige Feier zu ehren. Es ist das kennzeichnend für den Lebensgang und das Wirken jenes fast vergessenen Mannes. Die alte Reichsstadt ist seine Jugendheimat, wo sein Vater Johann Spangenberg die Reformation durchgeführt hat. Dieser verdiente Geistliche wurde auf Luthers Empfehlung 1546 der erste Generalsuperintendent der Grafschaft Mansfeld in Eisleben. Dadurch wurde Luthers Heimat das Wirkungsfeld seines Sohnes Cyriakus, der eine gewaltige Schaffenskraft bewies — Heinrich Rembe hat 212 Werke von ihm nachgewiesen —; aber man ehrt heute in ihm, wie die Gedächtnisfeier beweist, vor allem den Geschichtsschreiber, den Verfasser der Mansfeldischen Chronika. Dies Werk

war übrigens bis auf einen Band gänzlich verschollen. Durch einen glücklichen Zufall wurden einige weitere Teile, allerdings nicht das vollständige Werk, als Manuskript im Hof- und Staatsarchiv zu Wien entdeckt.

In diesen Bänden berichtet Spangenberg auch über sein eigenes Schicksal als Geistlicher des Mansfelder Landes. Wenn er in seiner Darstellung erklärlicherweise auch parteilich erscheinen muß, so gewährt sie uns dennoch einen beachtenswerten Einblick in die Seele eines führenden Theologen in den Lehrstreitigkeiten nach Luthers Tode, besonders im Flacianischen Streit.

Eine andere Quelle des Verständnisses seiner Kämpfe sind seine Schriften aus den unruhigsten Jahren jener innerkirchlichen Zwistigkeiten. In dem großen Glockenturm der St. Andreaskirche zu Eisleben befindet sich eine alte Bibliothek, die von dem Reformator Eislebens, Kaspar Güttel, gegründet ist. In dieser Sammlung sind an Schriften Spangenbergs, soweit sie sich auf die Erbsünde beziehen, die folgenden vorhanden:

- a) Kurzer Bericht für die Einfeltigen von dem jetzigen Streit über der Vere von der Erbsünde. 1571.
- b) Deutliche und nützliche Erklärung der Vere von der Erbsünde. 1571.
- c) Erklärung M. Chriaci Spangenbergs Von der Erbsünde. 1572.
- d) Warhafftige, gewisse, beständige, der heiligen Schrift gemesse, und in Gottes Wort gegründete Vere von der Erbsünde Doctor Martini Luthers. 1572.
- e) Anathema. Vom Fluch Gottes. Wider die Sophistische Vere, Erbsünde ist ein Accidens. 1578.
- f) Ob unser Herr Gott dadurch geunehret werde, wenn sich der Mensch für ihm bekennet, das er die Erbsünde selbst sey.
- g) (Im Anschluß an die „Kurze Antwort und Gegenbericht der Prediger in der Graffschaft Mansfeldt): M. Chriaci Spangenbergs sündliche Antwort auff derselben Theologen über ihn gefelletes Endurtel. 1570.

Es kommen hinzu die Schriften anderer Theologen für oder wider die Erbsünde, vor allem von Flacius, Mencil, Wigand.

Die Geistlichen der Graffschaft Mansfeld waren in den Lehrstreitigkeiten sehr eifrige, aber auch recht heftige Kämpfer. Das geistige Leben des Ländchens stand damals auf einer Höhe, wie sie einer Lutherstadt durchaus würdig war. Die Mansfelder Grafen in ihren verschiedenen Linien waren nicht nur kriegstüchtige und lebensfreudige Menschen, sondern auch Förderer der Wissenschaft und Bildung. In jener Zeit entstand das Gymnasium in Eisleben, auch fand in dieser Stadt die Buchdruckerkunst Eingang und entwickelte sich zu beachtenswerter Blüte, beides Umstände, die mit den Lehrstreitigkeiten in einem förderlichen Wechselverhältnis standen.

Seit dem Gespräch von Weimar (1560) ruhte der Streit über die Erbsünde und den freien Willen nicht. Professor Matthias Flacius Illyricus in Jena behauptete, die Erbsünde sei die Substanz des Menschen, während seine Widersacher dem entgegensezten, die Erbsünde sei nur ein Accidens. Spangenberg, und anfangs auch die übrigen Mansfelder, waren „Substantianer“, da sie in dieser Richtung das reine, strenge Luthertum sahen. In seiner Predigt über Marc. 7 ging Spangenberg schon 1561 auf das Problem des freien Willens ein. Er wendet sich in dieser Predigt (Heilung des Taubstummten) gegen die abweichenden Lehrmeinungen und Sekten: „Dianderisten, Sacramentirer, Widerteuffer, Maioristen, Synergisten, Adiaphoristen“. Von zeitgenössischer Hand ist im ersten Teile der Predigt unterstrichen: „Das nemlich wir Menschen für Gott von Natur zu allem guten vngeschickt, vnvermöglich, vntüchtig, stumm, taub, blindt und todt sind.“ Im zweiten Teile sagt Spangenberg ferner: „Gott ist in allen seinen werken allmächtig. . . . Und ist die Synergia voluntatis in conversione, die mitwirkung des Menschlichen willens, in der bekehrung, eben so wol ein

gar inane vocabulum, Ein wort von einem guten nichts gesagt, als das getreumete Liberum arbitrium.“

Als Matthias Flacius Illyricus von einem Teil seiner früheren Freunde verlassen und sogar bekämpft wurde, hielten anfänglich die Mansfelder noch immer zu ihm. Durch eine Gegenschrift des Jenaer Professors Wigand trat aber eine Spaltung ein. C. Spangenberg war 1559 zum Generalsuperintendenten gewählt worden, hatte aber dies ehrenvolle Amt abgelehnt mit der Begründung, „daß er sich selbst darzu nicht qualificiert noch mit alle denen Gaben, die andern zu regieren von nöten, begnadet fände“. Er wurde aber als Stadt- und Schloßprediger in Mansfeld 1560 Mansfelder Generalbefan. Diese Mansfelder im engeren Sinne hielten nach der Spaltung zu Spangenberg als „Substantianer“, während die Eisleber mit wenigen Ausnahmen „Accidentier“ wurden, vor allem der Generalsuperintendent Mencil.

Diese Eisleber nahmen es Spangenberg besonders übel, daß er durch den Geistlichen von St. Petri, Wilhelm Sarcarius, Gelegenheit gesucht hatte, auch in Eisleben Anhänger zu gewinnen. Im Jahre 1573 ließen Mencil, Rhode, Fabricius und Praetorius eine „Erklärung und Erbietten“ drucken „Auff die vnbillliche verleumdung M. Chriaci Spangenbergs, und auff seinen furschlag, so er den dritten Sontag nach Trinitatis zu Eisleben in S. Peters Kirchen gethan hat“. Sie beklagen sich darin: „Dieses alles geschiehet vns von vnserm bißehr geliebten und hochgeehrten Bruder M. Spangenberg, welcher nicht genüge hat, das er die armen einfeltigen Leutlin zu Mansfeldt verwirret. . . . Er mus nu auch fortrucken, zu vns herein in Eisleben komen und seine Kunst versuchen, das er auch vnser lieben Psarkinder verwirre.“

Es ist zur Beurteilung Spangenbergs, vor allem wichtig, seine Lehrmeinung zu hören. Sie ist am leichtesten faßlich zusammengestellt in seinem „Kurzen Bericht für die Einfeltigen usw.“ 1571. „Illyricus schreibet und heilt, die Erbsünde sey nicht nur allein ein Mangel oder Gebrechen an der Natur, Sondern sey die verderbte Natur des Menschen selbst wesentlich, wie wir die von vnsern Eltern ererbet, und forder Natürlichweise vnsern Kindern auff und an erben. Also das vnser ganze Natur und Wesen, nach Adams Falle, anders nichts ist, denn Sünde, der Brunn, Quelle und Ursprung, Ja, der Theter aller anderer Sünden, so da geschehen mit Gedanken, Worten und Wercken. Welcher Meinung auch Lutherus ist. . . .“

Auf Luther und die Bibel berufen sich mit derselben Ueberzeugtheit aber auch die Gegner, die der „verderbten Natur“ Spangenbergs die „Verderbung der Natur“ entgegensezten. Er sagt von seinen Gegnern weiter: „(Sie) sagen, die Erbsünde sey etwas anders denn des Menschen selbst verderbte Natur und Wesen, nemlich ein sonderliche schädliche Gifte von dem Teuffel in die Natur und Wesen des Menschen geschüttet und eingemischet.“ Spangenberg zitiert nun Luther „als ein fürnehmen Lerer und vnser aller gemein Preceptor, von Gott gesand“: „Nu sagt Lutherus in der Kirchen Postill im ersten Theil über das Euangelium am Newen Jars Tag also: Die Erbsünde oder Natursünde oder Person-sünde ist die rechte Heuptsünde, wo die nicht were, so were auch keine wirkliche Sünde. Diese Sünde wird nicht gethan wie all andere Sünde, sondern sie ist, sie lebet und thut all andere Sünde, und ist die wesentliche Sünde, die da nicht ein stunde oder eine zeitlang sündiget, sondern wo und wie lang die Person ist, da ist auch Sünde.“

Spangenberg schlägt nun vor, der Gegner eigene Worte: „des Menschen verderbtes Herze“ usw. mit den Reden des Illyricus zu vergleichen und die Konsequenz daraus zu ziehen, daß des Menschen verderbtes Herz „eigentlich der Erbschade oder Erbsünde“ sei.

Eine Einigung kam aber nicht zustande, obwohl man eine Unterredung nach der andern abhielt. Als 1872 Flacius persönlich nach Mansfeld kam, wurde die Hitze der Gemüter nur noch mehr geschürt. In der Schrift:

„Warhaftige, gewisse, beständige, der heiligen Schrift gemesse vnd in Gottes Wort gegründete Vere von der Erbsünde“ (1572) stellte Spangenberg Zeugnisse zusammen aus Luthers Werken und verwahrte sich dagegen, als „Manichäer“ ausgerufen zu werden.

Seinen Zeugnissen trat D. Tileman Hesshusius entgegen (Jena 1572) und brachte seinerseits „Plare und helle Zeugnisse“ aus Luthers Werken, für das accidens, „Dem Christlichen Leser zur Warnung für den Manichäischen schwarm Illyrici treulich zusammen getragen“.

Es erscheint uns heute beinahe unglaublich, welche Aufregung der Streit um die Erbsünde im Mansfelder Lande hervorgerufen hat. Nicht nur die Geistlichen lagen in erbittertster Fehde, sondern auch andere Kreise wurden in die Kämpfe verwickelt. In die gräfliche Familie wurde der Unfriede getragen, und schließlich ging die Erregung auf die gesamte Bevölkerung über. Emmerling erzählt in seiner Schilderung der Zustände der Mansfelder Kirchen, daß sich sogar die Bergleute am Trinktische mit den theologischen Streitfragen befaßt hätten und sich mit der Frage gestellt hätten: „Best du en Occedenter oder Substansioner?“ Worauf dann gar nicht selten „schlagende Beweise“ geführt wurden.

Schließlich wurde der Wirrwarr doch zu arg, und die beiden Lehns Herren, der Administrator von Magdeburg und der Kurfürst von Sachsen, griffen mit eiserner Faust, sogar mit grausamer Hand dazwischen. Ende des Jahres 1574 rückten „500 wohlgerüstete Landsknechte aus dem Stifte gegen Vesperzeit mit Trommeln und Pfeisen in das Schloß; die hat man alsbald ins Thal geführt und sind mit großem Schießen eingefallen und etliche Manichäerhäuser gestürmt, Thür und Fenster zer schlagen, Bücher und alles Hausgeräthe genommen und geplündert . . .“ (Hoppenrod, Hettstedter Chronik.) Auch Spangenberg's alte, sieche Mutter wurde roh behandelt, und seine Frau genas infolge der Schrecken eines zu früh geborenen Knaben, der bald darauf wieder starb. Spangenberg selber aber war rechtzeitig entflohen. Seine Anhänger, darunter viele Ratspersonen und Bürger von Stadt Mansfeld, wurden am 3. Januar gefangen nach Halle abgeführt und bis zum 27. Januar auf dem Giebichenstein festgehalten.

Spangenberg versuchte trotz aller Verfolgungen, seine Meinung wieder zum Siege zu bringen, und schon 1575 sah sich Mencil veranlaßt, „Eine Neue Spangenbergische Belentnis von der Erbsünde . . .“ zu widerlegen. Im Jahre 1578 verwahrt sich Spangenberg durch eine kleine Schrift „Anathema usw.“ dagegen, ein Manichäer und Pelagianer zu sein. Er ruft Gottes Fluch über die Accidensverfechter und Gottes Segen über die Anhänger der „waren Lutherischen Vere“. Er nennt sich dabei „exul et seruus Jesu Christi“, und ein Exulant mußte er bleiben, seine Heimat sah er nie wieder.

Wie er im 4. Teil seiner Mansfeldischen Chronik sagt, sind mit ihm, als man „zur Eisenbibel gegriffen und hintan gesetzt die heilige Schrift und Luthertum“, „beständige Lehrer und Bekenner, über die dreißig, ins Elend und aus der Grabschaft Mansfeld gebracht“. Schuld daran ist nach seiner Angabe Mencil, dem er im übrigen das Zeugnis ausstellt: „Sonst ist er ein fleißiger, ernster und fürsichtiger Mann in seinem Amt gewesen, also lange er auf rechter Bahn hereingangen.“ Mencil ist wiederum beeinflusst worden, nachdem er noch 1571 zu Weimar „unsere richtige Belentnis von der Erbsünde wegen und im Namen aller Prediger in der Grabschaft Mansfeld einmütig mündlich getan und mit seiner eigen Hand abgeschrieben übergeben . . .“ „Aber der einige Mann M. Henricus Roth beneben den Jentischen Theologen bestürmeten und beredten Mencilum, daß er . . . durch öffentlichen Druck widerrufe.“ Spangenberg erkennt auch an, daß Mencil „anfänglich seher gerungen und mit ihm selbst gekämpft, ehe er sich gänzlich von mir abgewandt.“

Auffällig ist bei Spangenberg wie auch bei andern Reformatoren, selbst den großen Wittenbergern, ein merkwürdiger Wunderglaube, um nicht zu sagen „Aber-

glaube“. So schreibt er vom Jahre 1571: „Kurz hiebevorn am 17. Julii war das greulichste und schrecklichste Wetter, als bei Menschengedenken gewesen, . . . welches die meisten Fenster an der Schloßkirchen ausgeschlagen, das Dach übel verderbt und ein großes Stücke hinweg gerissen. Welches eine Vorbedeutung folgender gewalttamer Verwüstung der Kirchen gewesen.“

Nach seiner Verjagung, berichtet Spangenberg, seien seine Aemter, Decanat und Pfarre, „lange unbestellet gestanden“, bis sich ein früherer Freund, D. Musäus, „dazu gebrauchen lassen, mit bösem Gewissen diesen Dienst anzunehmen, aber denselben nicht lange verwaltet. Denn als er den 12. April Anno 1576 ankam, ist er den 11. Julii darnach, da er wenig Tage zuvor mein Schreiben, darinnen ich ihn seines Abfalls erinnerte und zur Buße vermahnet, bekommen, mit Tode abgegangen.“ Auch die beiden nächsten Nachfolger sind plötzlich, nämlich an der Pest, gestorben. (p. 66.)

Auch in dem schon zitierten Kapitel, in dem er von Mencil redet, schreibt er: „Es trugen sich allerlei Omina zu, daran man billig eine Warnung nehmen und bedenken sollen, was für ein Incendium aus diesem Widerruf und Trennung erfolgen würde. Aber da war niemand, der solchs hätte zu Herzen genommen.“

Beim Tode des Pfarrers H. Roth, 1575, sind die andern drei Gegner Spangenberg's, Mencil, Fabricius und Praetorius, „also entsezt, und erschrocken, daß deren keiner, Schwachheit halben, mit zu seiner Begräbnis kommen können“. (p. 312.) Praetorius verfiel nach heftigen Aufregungen „in eine Schwermut und (ist) den 22. Decembris um 12 in der Nacht jämmerlich und mit Schrecken der Umstehenden von dieser Welt abgeschieden“. (p. 312.)

Nach seiner Vertreibung mußte Spangenberg ein Wanderleben führen. Er ging nach Sangerhausen, Straßburg, Schlitzsee (Hessen), Bacha (Hessen) und schließlich wieder nach Straßburg, wo er am 10. Februar 1604 sein Leben voll Mühe und Arbeit beschloß. Im festen Glauben, dadurch das reine Luthertum zu wahren, hat er starr festgehalten an seiner Lehre von der Erbsünde, obwohl er, der gewaltige Heimatchronist, dadurch seine Heimat für immer verlor.

Eisleben.

Franz Kern.

Die Uebertrittsbewegung im Jahre 1927.

Die Zahl der Uebertritte zur evangelischen Kirche betrug im Jahre 1927 in ganz Deutsch-Oesterreich 3980. Davon kamen 3773 den lutherischen, 207 den reformierten Gemeinden zugute; 3598 kamen unmittelbar aus der römisch-katholischen Kirche, auch bei den restlichen 382 wird es sich zum größten Teil um solche handeln, die ursprünglich römisch-katholisch waren und seit ihrem Austritt längere Zeit konfessionslos waren oder etwa auch einer anderen christlichen Kirche angehörten. Die Gesamtgemeinde Wien (luth.) zählte 1879 Uebertritte, die reformierte Gemeinde Wien 188. Es folgen Steyr mit 202, Leoben mit 132, Mürzzuschlag mit 127, Graz I mit 117, Wr.-Neustadt mit 108, Innsbruck mit 91, Graz II mit 84, Klagenfurt mit 77, Knittelfeld mit 70, Linz mit 61, Bruck a. d. M. mit 60. Baden hatte 46, Mödling 45, Liesing 40, Klosterneuburg 38, St. Pölten 37, Neunkirchen und Kapfenberg je 36, Salzburg 34, Wels 32, Eggenberg 30, St. Veit a. d. Gl. 23, Villach 20, Peggau 19, Krems 17, Bregenz 15, Leibnitz 14, Braunau a. J. und St. Ruprecht je 13, Judenburg und Mitterbach je 12, Oberwarth 11, Radkersburg und Gols je 10. Die Gemeinden mit weniger als 10 Uebertritten sind fast ausnahmslos Landgemeinden. Das im ganzen von der Bewegung noch unberührte Burgenland, das 1926 nur 8 Uebertritte hatte, ist in dieser Zusammenstellung diesmal mit 2 Pfarrgemeinden (Oberwarth und Gols) vertreten.

Bei der Austrittsbewegung machte sich immerhin ein Erfolg der von sogenannten Freidenkervereini-

gungen unter Mitwirkung der sozialdemokratischen Parteipresse im Zusammenhang mit den Juliereignissen einfachen Agitation zum Kirchenaustritt bemerkbar, die sich diesmal namentlich und in erster Linie gegen den Protestantismus richtete, gegen den sich kleine Geister scharf machten, die sich aus Gründen heimlicher und offener Koalitionspolitik an Rom nicht recht heranwagen. So belief sich die Zahl der Austritte auf 2565 (2357 aus den lutherischen Gemeinden, 208 aus den reformierten Gemeinden). Begreiflicherweise trägt den Hauptanteil Wien (1635 lutherisch, 191 reformiert). In einzelnen Teilgemeinden (Stadt, Währing, Floridsdorf) und bei den Reformierten überwiegt sogar die Zahl der Austritte die der Eintritte. Im übrigen muß es Wien schon als Erfolg buchen, daß es in einem Jahre, das dem Wiener Katholizismus sehr schwere Verluste gebracht hat, doch immer noch einen Gewinn von etwa 250 Seelen aus Uebertritten aufzuweisen hat. Es folgen Graz mit 132 Austritten, und, in abgeschwächtem Maße die Gemeinden des obersteirischen Industriegebiets: Leoben 40, Kapfenberg 17, Mürzzuschlag 15, Bruck a. d. M. 11, und des niederösterreichischen Industriegebiets: Wr.-Neustadt 50, St. Pölten 20, Baden 18, Mödling 15. Die übrigen Gebiete, auch Industrieorte, blieben von dieser Agitation ziemlich unberührt.

Im Jahre 1926 zählte Deutsch-Österreich 4255 Uebertritte. Da die deutschen evangelischen Gemeinden in Böhmen, Mähren und Schlesien 1927, wie wir schon berichteten, zusammen 1420 Uebertritte zählten (1926 = 1419; 1925 = 1388), so beträgt die Gesamtzahl aus beiden Gebieten 1927 = 5400, gegenüber 1926 mit 5674 eine Abnahme um 274. Die entsprechenden Zahlen lauten seit 1919: 7895, 8417, 8724, 7890, 6816, 5750, 5815, 5674, 5400. Somit haben diese zwei größten Teilgebiete der alten österreichischen evangelischen Kirche mit zusammen etwa 380 000 Seelen seit 1919 nicht weniger als 62 381 neue Gemeindeglieder durch Uebertritte aufnehmen können — zu denen, die vor 1919 evangelisch wurden.

Und da gibt es Leute, die von den „Tagen der Los von Rom-Bewegung“ reden als wäre das eine längst hinter uns liegende, schon zur Geschichte gewordene Vergangenheit!

Hr.

Deutsch-protestantische Umschau.

Deutsches Reich.

Nun aber Schluß! Nachgerade wächst sich die Geschichte mit den 500 Judensammeln unter der evangelischen Geistlichkeit zum groben Unfug aus. Jetzt schreibt wieder ein ungenannter Biedermann über dieses Kapitel, und der sonst so treffliche Bartels fällt auf ihn hinein und räumt ihm 1½ Spalten ein („Deutsches Christentum“ 1928, 6. Folge). Das Aufsätzchen, das sich aus blödem, unbewiesenen Klatsch und dummen Geschwätz zusammensetzt, nennt ein Duzend Namen, denen fröhlich Judenblütigkeit nachgesagt wird; dem einen, weil er Gabriel heißt, dem andern, weil er „gewandter Rechner“ ist, oder wieder einem, weil er „zuviel mit den Händen arbeitet; mehr als die Hälfte ist emeritiert oder schon längst tot. Als ob nicht Namen wie Jacobi, Gabriel, Hefekiel, Israel als echt deutsche Familiennamen vorkommen würden! Es ist nunmehr wirklich zur Genüge festgestellt, daß die erste Angabe über diese nachgerade so berühmten Fünfhundert der fröhlich unbekümmerten Schätzung eines Vertreters der Judenmission entstammt, der sein Werk im rosigsten Lichte vollen Erfolgs betrachten wollte und sich, ohne jede zahlenmäßige Unterlage und wohl auch nicht von allzu viel Wirklichkeitsinn beschwert, nun (wohlgemerkt: für die ganze protestantische Welt, und nicht nur für Deutschland, und unter Einrechnung aller Missionare usw.) 500 getaufte Juden zusammenschapte. Es ist wirklich schon ein starkes Stück, wenn trotz dieser genügend verbreiteten Feststellung das Geschwätz immer weiter geht. Man möchte auch hier wieder an planmäßige Arbeit zur Unterwühlung des deutschen Protestantismus glauben.

Liquidation der „Täglichen Rundschau“. Die derzeitige ungünstige Wirtschaftslage hat in der Zeitungswelt eine empfindliche Lücke gerissen. Für ihre Leser völlig überraschend hat die „Tägliche Rundschau“ am 30. Juni 1928 ihr

Erscheinen eingestellt; der Verlag, bei dem sie gedruckt wurde, ist in Liquidation getreten. Man wird diese Tatsache in den Kreisen des Evangelischen Bundes und in der protestantischen Welt überhaupt bedauern. Zwar verknüpften den Bund schon seit Jahr und Tag keine finanziellen Beziehungen mehr mit dem Blatte, aber an evangelisch ausgestalteten Blättern ist im Reich überhaupt bekanntlich kein Ueberfluß. Doppelt wird man es daher begrüßen, daß in unmittelbarer Verbindung mit diesen Vorgängen feste Abmachungen zu ihrem Abschluß gekommen sind, durch die der Evangelische Bund zu dem „Reichsboten“ in nähere Beziehungen tritt. Noch mehr als bisher wird sich jetzt dieses Blatt für die deutsch-protestantischen Interessen einsetzen und die Belange des Evangelischen Bundes nachdrücklich vertreten. Man darf wohl erwarten, daß im Interesse der evangelischen Sache, der evangelischen Kirche und des Evangelischen Bundes mancher Bundesfreund und „Rundschau“-Leser sich nunmehr dem „Reichsboten“ zuwenden wird. Den Lesern der „Täglichen Rundschau“, die wesentlich um der Beziehungen zum Evangelischen Bund willen diese Zeitung lasen, wird dieser Entschluß ohnehin selbstverständlich erscheinen. Der Evangelische Bund wird Sorge tragen, daß das, was der „Dienst am Volk“ im Rahmen der „Täglichen Rundschau“ Wertvolles gebracht hat, unverzüglich in den „Reichsboten“ überführt wird, dessen Unterhaltungsbeilage ebenfalls reicher ausgestaltet werden soll. Der Bezugspreis des „Reichsboten“ beträgt zurzeit 2,50 M. im Monat.

Angst vor Luthers Schatten. Der Luther muß doch ein gefährlicher Mann sein. Die Angst vor seinem bloßen Schattenbilde fikt der römischen Kirche noch immer gräßlich in den Knochen, unbeschadet sie sonst von sich eifrig versichert: Selbst die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Die Genehmigung des Lutherfilms durch die Filmoberprüfstelle, noch dazu für das ganze Reich, ist ihr sehr in die Quere gekommen. Sie muß sich gewaltig anstrengen, das Hintertürchen zu finden, durch das sie den verhassten Schatten doch noch zu guter Letzt beschwört, auf daß christkatholische Seelen im kräftigen Winde der Wahrheit sich nicht schließlich eine dogmatische Verschnupfung holen. Und sie strengt sich an. Und sie findet die Hintertür. Wenigstens ist's ihr in Deggendorf, im Land des Konfords, gelungen. Hier sollte — ein Kino-besitzer war so frivol — das Spiel von der deutschen Reformation laufen. Am Tage der Vorführung erschien in der Zeitung die Mitteilung, der Film werde nicht aufgeführt; die Absehung erfolgte auf katholischen Einfluß. Das Evangelisch-lutherische Stadtpfarramt wandte sich nun an die Evangelische Bildkammer in Nürnberg mit der Bitte, den Film möglichst bald im Evangelischen Verein Deggendorf vorzuführen. Das wurde zugesagt. Inzwischen aber erfuhr die Evangelische Bildkammer durch die Union-Film in München, daß der Film doch von der Lichtspielbühne in Deggendorf gezeigt werden solle. Infolgedessen sei eine vorherige Aufführung durch die Evangelische Bildkammer nicht möglich. Auf eine diesbezügliche Anfrage bei dem genannten Stadtpfarramt in Deggendorf kam die Antwort, der Lutherfilm werde wohl überhaupt nicht nach Deggendorf kommen, das Kino habe von einer katholischen Organisation (nach einer anderen Version: vom Stadtrat der Gemeinde Deggendorf) eine Entschädigung von 600 M. für die ausgefallene Vorführung in Aussicht gestellt erhalten, um damit seine vertraglichen Pflichten erfüllen zu können. So würde also der Film in Deggendorf niemals seine Erstaufführung erleben; damit wäre dann natürlich auch zugleich eine Zweit-aufführung durch die genannte Bildkammer unmöglich gemacht! — Führt man dieses römische System allgemein durch, dann kostet es wohl der römischen Seite allershand Geld, aber der Film kommt dann in allen diesen Städten mit gemischter Bevölkerung niemals zur Aufführung, und das ist die Hauptsache.

Die römische Welt hat überhaupt Geld, wenn es ihr darauf ankommt. Römisches Geld wird sogar angeboten. Schrieb doch am 7. Januar 1928 der sattem bekannte Friedrich Ritter von Lama in der „Allgemeinen Rundschau“: „Von befreundeter Seite werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß zur Errichtung neuer Ordensniederlassungen in Deutschland ein größerer Betrag verfügbar wäre; wir sind bereit, Anfragen zu vermitteln.“ Daß sich auf so freundliche Einladung hin Interessenten finden würden, war ja zu erwarten. Daß aber der hoch zu preisende Zufall so nett sein würde, über den Erfolg dieser doch auch in römischen Blättern nicht gerade alltäglichen Aufforderung uns aufs genaueste zu unterrichten, das war nicht zu erwarten. Ein günstiger Wind hat uns einen Brief der „Allgemeinen Rundschau“ auf den Redaktionstisch geweht, den das Blatt am 10. März 1928 an eine Kunstanstalt für Kirchenausstattungen geschrieben hat. Darin wird mitgeteilt:

„Auf Grund einer gelegentlichen redaktionellen Notiz in unserer „Allgemeinen Rundschau“ über bereitliegende ameri-

lanische und holländische Gelder für kirchliche Zwecke sind in den letzten (8) Wochen 26 Projekte über neue Ordensniederlassungen, Kirchenbauten usw. durch unsere Hände gegangen. Diese Projekte werden nun nach und nach zur Ausführung gelangen. Rund sieben Millionen holländische Gulden sind bereits fest platziert. Wegen weiterer insgesamt rund acht Millionen fl. sind gegenwärtig die Emmissionsverhandlungen im Gange. Es werden also im Laufe der kommenden Bauperiode voraussichtlich im ganzen rund 25 Millionen Reichsmark für die genannten Zwecke zur Verwendung gelangen. Für Ihr geschätztes Haus wird es sich nun darum handeln, sich möglichst viele der für Sie in Frage kommenden Aufträge zu sichern. Wir empfehlen Ihnen daher dringend, in der nächsten Zeit eine intensive Inseratenreflexe in unserer „Allgemeinen Rundschau“ zu entfalten.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau“,
München, Galeriestr. 35 a.
gez. Unterschrift (unleserlich).“

Immer wieder aber muß daran erinnert werden, daß dieselben Leute und Projektmacher, die offensichtlich im Gelde schwimmen, die ihre Mittel öffentlich ausbieten müssen, um sie an den Mönch oder an die Nonne zu bringen, sich — ist die Niederlassung unter Dach — nicht schämen, für diese ihre Unternehmungen mündlich und schriftlich bei den Protestanten fechten zu gehen. Denn dann hat man auf einmal keine Moneten mehr. Man wäre ja auch schon dumm, so lange es noch Protestanten gibt, die harmlos genug sind, den römischen Krieg gegen den Protestantismus mit dem eigenen Rehergeld zu bezahlen!

Oesterreich und Erbstaaten.

Persönliches. Der neugewählte Superintendent der Wiener Superintendentur, Pfarrer Johannes Seitzmann in Villach, wurde am

24. Juni in Villach feierlich in sein Amt eingewiesen.

Zum Bischof der altkatholischen Kirche in Oesterreich wurde der bisherige Bistumsverweser, Pfarrer Tüchler in Wien, gewählt.

Pfarrer Pohl aus Deutsch-Borschowitz (Böhmen) wurde zum Pfarrer in Grätz (Böhmen) gewählt.

In Wien starb im Alter von nur 55 Jahren der Regierungsrat i. R. Karl Pogatschnigg. In jungen Jahren war er einer der ersten, die sich nach Schönerers Aufruf der Los von Rom-Bewegung anschlossen und mit allem Feuereifer für sie eintraten, so daß er sich damals eine Strafverurteilung von Innsbruck nach Triest zuzog. Er gehörte lange Jahre und bis zu seinem Tode dem Vorstand des österreichischen Hauptvereins vom Evangelischen Bunde als Mitglied an.

Gemeindenachrichten. Die Gemeinde Reith (Pfarre Mitterbach, N.-De.) feieret am 3. Juni die Grundsteinlegung ihrer Kirche.

Am Semmering (Pfarre Neunkirchen, N.-De.) wurde ein Evangelischer Kirchenbauverein gegründet.

Die Ansiedlergemeinde S. Eghdi in den Windischen Büchern (jetzt zu Südslawien gehörig) hat mit dem Bau ihres Bethauses begonnen.

Die reformierte Kirchengemeinde Alt-Werbaz (Batscha, Südslawien) hat am 11. Juni den Grundstein zu einer neuen Kirche gelegt.

In Dedenburg wurde am 17. Juni der Grundstein zu einem Theologenheim gelegt.

Niederösterreich mit Wien zählt heute 107 Stätten, an denen evangelischer Gottesdienst abgehalten wird, 14 in Wien und 93 in Niederösterreich. Vor dreißig Jahren waren es 19 Orte.

Uebertrittsbewegung. In Deutsch-Oesterreich sind im Jahre 1927 insgesamt 3980 Personen zur evangelischen Kirche übergetreten. Genauere Angaben veröffentlichen wir an anderer Stelle.

Volksbewußtsein der tschechischen Priester. Unter dieser Ueberschrift kommt die „Sudetendeutsche Tageszeitung“ (138) in einem ausführlichen Leitartikel auf die Tatsache zu sprechen, daß die katholische Geistlichkeit tschechischer Abstammung in der Befundung nationaler Gesinnung mit in vorderster Reihe steht. Das Blatt knüpft an die Rede an, die der Stellvertreter des tschechischen Erstministers, Monsignore Schramek, katholischer Priester, bei der Eröffnung der Kulturausstellung in Brünn gehalten, und an das uneingeschränkte Lob, das ihm radikal-nationale tschechische Blätter dafür spenden konnten. Das Blatt führt sodann einige Tatsachen aus jüngerer Vergangenheit auf, die den Beweis für die unbedingte völlige Zuverlässigkeit der tschechischen Priester erbringen, und fährt sodann fort:

„Schon die vorstehende, geringe, wahllos herausgerissene Auslese, die nur einen verschwindend kleinen Bruchteil der ungezählten Beispiele darstellt, die sich noch beliebig lang fortsetzen ließen, zeigt uns zur Genüge, daß 99 v. H. der tschechischen Priester genau so wie die Berufspolitiker der tschechischen Volkspartei zuerst Tschechen, dann wieder Tschechen und noch einmal Tschechen und dann erst Vertreter Roms sind, während 99 v. H. der deutschen Geistlichen und mit ihnen ebenso viele Führer der deutschen Christlichsozialen zuerst Vertreter Roms, dann wieder Vertreter Roms und noch einmal Vertreter Roms, dann lange nichts und erst ganz zum Schluß Deutsche sind.“

Seltam! Was hier als nagelneue Entdeckung staunend und zaghaft vorgetragen wird, das hatte sich vor 30 Jahren die ganze deutschgesinnte Presse in Böhmen und darüber hinaus allenthalben im Grenzland sozusagen an den Schuhsohlen abgelaufen. Geändert hat sich ja im Grunde nichts. Der tschechische Nationalismus, stets antikerikal und hussitisch, wurde radikal romgegnerisch und entfachte — als man es ohne Risiko tun konnte — eine stürmische Los von Rom-Bewegung; der tschechische Klerus aber blieb nach wie vor unbedingt tschechisch-national. Die Deutschen ließen — wenigstens an manchen Orten in Böhmen — ihre Los von Rom-Bewegung versanden; so fürchtete man auf römischer Seite ihren Nationalismus nicht mehr, ja man achtet ihn nicht mehr. Und der katholische Klerus deutscher Zunge ist und bleibt national geschlechtslos, wenn er nicht den kämpfenden Brüdern in den Rücken fällt. Das war so, ist so und wird so sein, solange man nicht die Kampfesweise von 1900 wieder aufnimmt.

Der „erste Protestantenkongreß in der tschechoslowakischen Republik“. Durch die Presse geht unter dieser Ueberschrift die Mitteilung, daß zum ersten Male an einem gemeinsamen Protestantenkongreß in der Republik auch die deutschen und die mährischen Protestanten teilnehmen, die gemeinsam mit den tschechischen Protestanten Gutsfeierlichkeiten veranstalten werden. Das ist insofern richtig, als dem „evangelischen Kirchenbund in der tschechoslowakischen Republik“, der zu diesem Protestantenkongreß eingeladen hat, auch die evangelische Kirche Augsburgischer Bekenntnisses der Slowakei angehört, in deren Gemeinden sich nicht nur Slowaken, sondern auch Deutsche und Madjaren befinden; aber die Deutsche Evangelische Kirche in Böhmen, Mähren und Schlesien gehört dem Kirchenbunde nicht an und wird daher auch auf dem Protestantenkongreß nicht vertreten sein. Nur hat der Präsident der Kirche, D. Wehrenfennig in Gablitz, zu einer Zeit, als von einer Verbindung dieses Kongresses mit einer politischen Demonstration noch nicht die Rede war, die Einladung angenommen, den deutschen evangelischen Glaubensgenossen von Preßburg und Umgebung die Festpredigt bei dieser Gelegenheit zu halten.

Eine neue Kirche in der Tschechoslowakei? Deutsche und tschechische Blätter brachten die Nachricht von der Gründung einer neuen Religionsgesellschaft, genannt „Neukatholische Kirche“. In der Glaubens- und Sittenlehre werden von der neuen Kirche alle Beschlüsse der ersten ökumenischen Konzilien, sowie die des tridentinischen und des vatikanischen Konzils vorbehaltlos anerkannt. Nach der Art der unierten Kirche betrachtet die neukatholische Kirche den Papst als ihr Oberhaupt, führt fakultative Priesterehe und für die Gläubigen fakultative Ohrenbeichte oder auch öffentliche Beichte unter Wahrung der dogmatischen Seite ein. Liturgische Sprache ist die Volkssprache, ausnahmsweise, in außerordentlichen Fällen, die lateinische Sprache. Die Verfassung der neuen Kirche soll auf aristokratisch-hierarchischen Prinzipien aufgebaut werden. Liturgie und alles, was damit zusammenhängt, soll mit entsprechenden Änderungen aus der römisch-katholischen Kirche übernommen werden. Die Leitung der Kirche soll vorberhand das „Reichskonsistorium der neukatholischen Kirche“ in Prag besorgen. Ein Aufruf an das tschechoslowakische Volk soll erscheinen. Die Blätter, die diese Nachricht bringen, berichten ferner, daß die Errichtung eines Patriarchats geplant wird, das aus den einzelnen Diözesen bestehen soll, und daß von den Geistlichen bedingungslos Hochschulbildung gefordert wird. An Priester aller Bekenntnisse, auch an solche, die sich in privaten Beschäftigungen befinden, wird die Aufforderung gerichtet, sich unter Vorlage ihres Lebenslaufs, Personalausweises und des bischöflichen Ordinationsdekrets an das „Reichssekretariat der neukatholischen Kirche“ in Raudnitz an der Elbe zu wenden. Hierzu bemerkt das Organ der tschechoslowakischen Nationalkirche, „Cesky Zpas“: „Es steht außer Zweifel, daß diese neue „tschechisch-katholische“ Kirche unserer Kirche nur von Nutzen sein könnte. Das Volk könnte daraus erkennen, daß die tschechoslowakische Kirche mehr ist als der tschechische Katholizismus. Die oben erwähnten Berichte können jedoch in uns keineswegs das Vertrauen wecken, daß die Aktion, so wie sie aufgefaßt wird, lebensfähig ist und mehr als eine Totgeburt bedeuten kann. Das Bestreben, eine neue Kirche unter Beibehaltung alles

wesentlich Katholischen mit Ausschluß des Zölibats zu gründen, kann doch nur mit Zustimmung der Leitung der römisch-katholischen Kirche verwirklicht werden. Daß dies unmöglich ist, haben die Gründer der tschechoslowakischen Kirchen schon vor zehn Jahren erkannt und in ihrem an das Volk gerichteten, namentlich gefertigten Aufruf ausdrücklich erklärt, daß die bisherige katholische Verfassung nur provisorisch beibehalten wird. Wußten sie doch, daß die römisch-katholische Kirche „entweder so bleibt, wie sie ist, oder überhaupt nicht ist“. Es hat den Anschein, daß es sich hier um die „Aktion“ eines einzelnen oder einiger handelt, welche die Bedürfnisse der Gegenwart nicht kennen und nur bestimmte persönliche, aus der Eigenart des tschechischen römisch-katholischen Priesters erklärliche Wünsche hegen. Der Erfolg ihres Aufrufs wird sie belehren, daß bloße Wünsche nicht hinreichend sind.“

Der ostische Protestantismus und der nordische Katholizismus. Es gibt schon gar nichts, was nicht schlaue Jünger (oder Jüngerinnen) des Jesuitismus ad maiorem ecclesiae Romanae gloriam (zum höheren Ruhm der römischen Kirche) ausnützen würden. Seit Günthers Rassendeckel (erfreulicherweise) überall Verbreitung und Beachtung gefunden hat, muß natürlich auch sie zu diesem Zwecke ausgebeutet werden. Dieser Aufgabe unterzieht sich Helene M. Matthies in einem Aufsatz „Die nordische und die ostische Seele in unserem Volke“ (erschieden in einem völkisch aufbereiteten, aber streng römischen Jugendbewegungsblättchen „Winkelfried“, in Gossengrün bei Eger erscheinend, März 1928). Kennzeichnend für die Religion des ostischen Menschen ist nämlich die Dämonenfurcht. Dämonenfurcht aber trieb Luther ins Kloster (wirklich?), Dämonenfurcht scheuchte ihn noch auf der Wartburg, Dämonenfurcht trieb Calvin — also ist der Protestantismus ostisch. Dagegen war der Katholizismus des Mittelalters nordisch. — Nicht unrichtig. Solange die Dome des Mittelalters gebaut wurden, solange deutsche Bischöfe die Kanzler und Berater deutscher Kaiser waren und oft genug mit ihnen zusammen den Papst in Rom bekämpften, solange das Erbe der Karolinger und ihres Reichskirchengebaldens noch nicht an Rom vertan war, war der deutsche Katholizismus nordisch. Antlitz und Werk der Männer, die die Dome in Naumburg, in Bamberg errichtet haben, war durchaus nordisch. Aber, und das übersieht die sehr geehrte Dame, die uns solche Weisheit verschleift (ihr Name weckt übrigens in uns alte Erinnerungen!), es handelt sich heute nicht um den Katholizismus der Jahre 1000 bis 1200, sondern es handelt sich um den nachtridentinischen römischen Katholizismus von heute. Da soll sie mal den Versuch machen, ihn „nordisch“ auszulegen — und sie wird sehen, wie schnell sie kirchenamtlich verurteilt wird — sofern man sie ernst genug nimmt. Aber unterdessen wird durch solche Aufsätze, mögen sie auch der Geschichte und der Wirklichkeit noch so kraß widersprechen, hier ein Fährlein und da ein Fährlein deutscher Jugend in katholischen Landen durch das Vorbinden der völkischen Maske von der wirklich völkischen Jugendbewegung ferngehalten — und das war ja wohl der Zweck der Stilübung.

Ausland.

Polen. Die vierte Tagung des deutschen Volksverbandes in Polen, die am 14. und 15. Mai in Lodz abgehalten wurde, hat sich auch der Belange der deutschen Evangelischen in Kongresspolen warm angenommen. Aus der einstimmig angenommenen Entschließung geben wir den unsere Kirche betreffenden Teil wieder: „Die kulturellen Bedürfnisse der deutschen Bevölkerung bleiben weiter unbefriedigt. Der vernichtende Druck auf das deutsche Schulwesen dauert an. Besonders stark kommt dieser Druck in den Kreisen Lipno und Niebawa zum Ausdruck, wo die deutschen Schulen jahrelang unbesetzt blieben und die Behörden diese Schulen in das allgemeine Schulnetz einzubeziehen und dadurch zu vernichten suchten. Diejenigen deutschen Lehrer, die den Versuch machten, sich zu organisieren und sich dem deutschen Lehrerverband in Polen anzuschließen, wurden entweder entlassen oder durch polizeilichen Druck davon abgehalten. Ein wahrer Schandfleck im kulturellen Leben des polnischen Staates sind die sich immer noch wiederholenden Fälle von ungesetzlicher brutaler Wegnahme von evangelischen Bethäusern durch die Ortsbehörden, wie das zuletzt in Klawerow, Kreis Lenczyca, und in Brzylfel Malh, Kreis Brzeziny, geschehen ist. Die Versammlung ersucht die Abgeordneten, in dieser Angelegenheit energischen Protest zu erheben. Die Regelung des Verhältnisses der evangelischen Kirchen zum Staat ist eine brennende Notwendigkeit. Sollte das Warschauer Evangelische Konsistorium in dieser Frage auch weiterhin die bisherige Lauheit bekunden, so werden die Abgeordneten aufgefordert, einen diesbezüglichen Antrag im Sejm einzubringen.“

Italien. In Nr. 5 unseres Blattes teilten wir mit, daß die Kongregation des hl. Amtes die Vereinigung der Amici d'Israele (Acta apost. sedis 4) verdammt und aufgelöst habe. Damals mußten wir offen lassen, ob die „Amici d'Israele“ zu antisemitisch oder zu philosemitisch geworden sind. Diese Doktorfrage ist jetzt gelöst. Das letztere war der Fall. Die

„Schönere Zukunft“ vom 10. Juni 1928 gibt Einzelheiten. Danach hatten die „Freunde Israels“ an alle Bischöfe eine Broschüre versandt mit dem schönen Titel: „Pax super Israel“ (Frieden über Israel). Darin wurde gefordert: „Die Unterdrückung der ungerechtfertigten Bezeichnung, in dem kirchlichen Karfreitagsgebet, pro perfidis Judaeis (für die treulosen Juden), die baldige Errichtung oder Wiedererrichtung einer judenchristlichen Kirche in Jerusalem, der ihre eigene Liturgie in hebräischer Sprache und ihre eigene Disziplin zuzubilligen wäre, Anerkennung des eminent priesterlichen Charakters der jüdischen Rasse und ihrer Prädestination zur religiösen Hegemonie innerhalb der Menschheit, fleischliche Assimilierung der Nichtjuden an das auserwählte Volk durch die Kommunion mit dem jüdischen Leib und dem jüdischen Blut des Messias in der Eucharistie.“ Alle „Freunde Israels“ sollten ferner bekennen: 1. Daß Gott für das Volk Israel eine privilegierte Liebe hat; 2. daß Gott dieser Liebe einen höchst feierlichen Ausdruck gegeben hat, indem er Christus in Judäa geboren werden und leben ließ; 3. daß diese Liebe noch fort dauert, ja sich seit der Tatsache des Todes Christi noch vergrößert hat; 4. daß die Apostel von der Fortdauer dieser Liebe Zeugnis gegeben haben oder selbst Zeugen dieser Liebe sind. Alle „Freunde Israels“ sollen es schließlich vermeiden, zu sprechen: 1. Von einem „gottesmörderischen“ Volke; 2. von einer „gottesmörderischen“ Stadt; 3. von der „Konversion“ der Juden (statt dessen soll es heißen: Rückkehr oder Uebergang); 4. von der „Unbefeckbarkeit“ der Juden (statt dessen: Unmöglichkeit oder äußerste Schwierigkeit); 5. von den unglaublichen Anschuldigungen gegen die Juden, vor allem von den angeblichen Ritualmorden; 6. von ihren Zeremonien in irgendeinem abfälligen Sinne; 7. von jüdischen Besonderheiten in übertreibendem, verallgemeinernden oder leichtfertigem Sinne; 8. von jedem antisemitischen Vorurteil. — Jüdischer Größenwahn und römischer Omnipotenzanspruch sich tagbalgend; Difficile est, satiram non scribere.

Deutsch-protestantische Bücherschau.

Japan.

Es ist eine Beobachtung, die man heute häufig gerade bei geistig regen Leuten machen kann: daß sie oft und gern nach Büchern greifen, die von fremden Völkern handeln. Das ist verständlich. Wir leben in Deutschland unter dauerndem Druck, man möchte gern heraus aus diesem Grau der täglichen Umgebungen, man braucht Entlastung und Entspannung. Da läßt man sich vom Buch in die bunte, fremde Welt führen und vergißt so eine Zeitlang, das Gemüt wird erleichtert. Aber man macht so oft die Erfahrung, daß es sich dann eigentlich kaum gelohnt hat. Die Bücher sind oft so flach, bringen nur die äußeren Erscheinungen, wenn auch geschickt und spannend dargestellt, und hinterher fühlt man die Leere. Man nimmt nichts mit in den Alltag und seine tägliche Not, was einem als Gewinn helfen könnte. Das ist immer so bei Büchern, die nur Ablenkung, Zerstreuung geben wollen. Es ist dann eigentlich schade um die Zeit, die man an sie gewendet hat. Wenn einem dann aber einmal ein Buch in die Hände fällt, bei dem das umgekehrt ist, dann ist man doppelt froh. Ein solches Buch möchte ich heute hier anzeigen. Es ist: „Japan zwischen zwei Kulturen“, von J. Witte (Leipzig, Hinrichsen, 1920 M.). Das Buch hat den einen Vorzug, daß es uns in fesselnde Darstellungen hineinführt in die für uns so fremdartige Welt Ostasiens, dazu aber den anderen entscheidenden: daß es nicht in der Darstellung der äußeren Zustände und Vorgänge stecken bleibt, sondern überall diese äußere Hülle durchdringt und uns hineinblicken läßt in die geheimnisreichen geistigen und seelischen Hintergründe. Damit gibt es uns zu der Entspannung zugleich die wahlende Sammlung, durch die unser eigenes Innenleben wirklich erfrischt und bereichert wird. Ich könnte mir kaum eine bessere Ferienlektüre denken. Witte hat die seltene Gabe, unterhaltend im besten Sinne zu schreiben und eine Fülle von reichem Wissen hineinzuverarbeiten, ohne zu ermüden oder langweilig zu werden. Er kann das besonders dadurch, weil er den Blick hat für das Wesentliche, für den Kern der Dinge und damit für die Hauptsache, auf die es ankommt. Der Titel läßt kaum vermuten, welch ein reiches, buntes Bild da geboten wird. Indem man sich so hineinliest in dies tiefe Ringen der einzigen nichtchristlichen Großmacht unserer Welt, wird man immer wieder hineingeführt in unser eigenes schweres Ringen um unsere eigene Neugestaltung. Es ist ja dort wie hier das gleiche: das Ringen der Seelen um die Seele, das durch alle die äußeren Kämpfe hindurchschimmert, die politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und sozialen. Ganz besonders deutlich und ernst wird die in der Geschichte des Christentums neuartige Lage herausgearbeitet: daß die Missionsarbeit des Christentums, die bisher immer nur mit absterbenden Religionen zu tun gehabt hat, dort drüben heute mit zwei Religionen zu schaffen hat, die an ihrer eigenen Erneuerung

arbeiten und ebenso wie das Christentum selbst überzeugt sind, das alleinige Heil für die Welt zu bringen. Sich in diese Auseinandersetzung hineinführen zu lassen, bringt Gewinn für das eigene Innenleben und schärft den Blick für die großen religiösen Räte und Kämpfe hier in der Heimat.

H. Pankow.

Aus christlicher Urzeit.

Die hier zusammen besprochenen drei Schriften sind für Vertreter der theologischen Wissenschaft geschrieben und setzen lateinische und griechische Sprachkenntnisse voraus. Die erste hat der Superintendent i. R. Eugen Koenneke in Magdeburg abgefaßt unter dem Titel „Das letzte Kapitel des Römerbriefes im Lichte der christlichen Archäologie“ (Leipzig, Klein 1927. 17 S. 8°). Der Verfasser sucht an Inschriften nachzuweisen, daß die meisten der im 16. Römerbriefkapitel erwähnten Namen in der römischen Gemeinde bekannt waren. Den Beweis, daß diese Inschriften aus der Zeit der „Urgemeinde“ (S. 15) stammen, hat er jedoch nicht erbracht. — Die zweite ist ein Aufsatz von dem verstorbenen Berliner Universitätsprofessor Karl Holl: „Ein Bruchstück aus einem bisher unbekannten Brief des Epiphanius“ (Aus der Festgabe für Adolf Jülicher, S. 159–189. Tübingen 1927, J. C. B. Mohr). Der Brief ist, wie Holl nachweist, in den Jahren 367–373 geschrieben und greift in den Streit, der zwischen den Antiochenern und der Partei des Athanasius wegen der Fasttage und des Osterfestes entstanden war, ein. Interessant ist, daß das Schreiben mit der Behauptung beginnt, die Juden hätten, um Jesus leichter beseitigen zu können, das Passah willkürlich auf den Dienstag verlegt. Folgerichtig setzt dann der Brieffschreiber die Abmachung des Judas mit den Pharisäern auf den Montag, die Gefangennahme Jesu auf den Mittwoch an. Doch bleibt der Freitag als Kreuzigungstag in Geltung. — Als letzte sei eine Schrift von Joachim Jeremias „Golgatha“ (Leipzig, Eduard Pfeiffer 1926, VIII und 96 S.) genannt und ganz besonderer Beachtung aller Theologen empfohlen. Wenn man dem Verfasser auch nicht in allem zustimmen kann, so bieten seine Ausführungen doch sehr viel Anregung. Im ersten Teil versucht der Verfasser zu beweisen, daß Golgatha und das heilige Grab an der Stelle der heutigen Grabeskirche gelegen haben. Im zweiten Teil geht Jeremias eingehend auf die Symbolsprache ein und kommt, nachdem er durch viele Nebenuntersuchungen den Weg frei gemacht hat, schließlich zu dem Ergebnis, daß der scheinbare Widerspruch, der sich stets in der Symbolsprache findet, auch und ganz besonders auf Golgatha angewendet werden kann: Die Schädelstätte ist zum Paradies geworden! Viz. Dr. Jungklaus.

Briefkasten.

Die laufende Nummer ist noch zum Teil aus dem Umlauf zusammengestellt. Die angelaufene Post ist noch nicht ganz aufgearbeitet. Verspätete Erledigung von Briefen usw. bitte zu entschuldigen. Hr.

Für Rindberg, Bitariat von Mürzzuschlag mit 700 Seelen, wird spätestens zum 1. September ein

Personalvikar

gesucht. Sehr selbständiges Arbeiten! Ordination erwünscht, aber nicht Bedingung. Nähere Auskünfte erteilt das Evangelische Pfarramt in Mürzzuschlag, Steiermark.

Der 40. Jahrgang unseres Kalenders,
des

Evangelischen Volksboten für 1929

Gr. 8°. 99 Seiten mit forbigem Wandkalender,
ist zur Ausgabe gelangt. Wir bitten um recht
weite Verbreitung!

Preis 60 Pf., von 10 Stück an je 45 Pf.

Verlag des Evangelischen Bundes

Berlin W 10, Friedrich-Wilhelm-Straße 2a

In unserm Kommissionsverlag ist erschienen:

Das Verhältnis der Vitalitätswerte zu den Geisteswerten in der Philosophie Nietzsches.

Von

Dr. M. Schubert.

Gr. 8°. 77 Seiten. 2,50 M.

Saemann-Verlag, Berlin W 10.

Luther=film

Eine vorzügliche Bilderauswahl aus diesem kulturhistorischen Spiel von der deutschen Reformation auf 12 Postkarten in Kupfertiefdruck zum Preise von nur 50 Pf. für die ganze Serie ist in unserm Verlag erschienen. Wir bitten, diese Karten überall dort zum Verkauf anbieten zu lassen, wo der Film, der infolge seiner künstlerischen Qualitäten zu den besten deutschen Bildstreifen gehört, vorgeführt wird.

Verlag des Evangelischen Bundes

Berlin W 10, Friedrich-Wilhelm-Straße 2a

Postcheckkonto Evang. Bund, Berlin Nr. 18124.

In unserem Verlag ist erschienen:

Der evangelische Bund im Kampf der Geister

Programmrede

gehalten von Geh. Konf.-Rat Professor D. Scholz,
Präsident des Evangelischen Bundes,
und

Bericht

über die Gegenwartsfrage des Evangelischen Bundes, erstattet von Studiendirektor Wilhelm Fahrenhorst, Bundesdirektor, bei der Generalversammlung des Evangelischen Bundes am 9. Juni 1928 in Danzig

Gr. 8°. 19 Seiten. 50 Pf.

Evangelium und deutsches Volkstum als Kräfte der Einigung für Volk und Christenheit.

Zwei Vorträge,

gehalten auf der Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Danzig am 8. und 9. Juni 1928:

D. Dr. Dibelius, Generalsuperintendent: Das Evangelium als Kraft der Einigung für Volk und Christenheit und

Fritz Haun, Pfarrer: Deutsch-Evangelisch vom Rhein zur Weichsel.

Gr. 8°. 24 Seiten. 50 Pf.

Verlag des Evangelischen Bundes

Berlin W 10, Friedrich-Wilhelm-Str. 2a.

(Postcheckkonto Evang. Bund, Berlin Nr. 18124.)